

Der Sonderling.

Roman von W. Felsberg.

7.

Mit einem seltsam beklemmenden Gefühl in der Brust hatte Doktor Justus Gertrud Felden nachgedacht...

Er folgte ihr in einiger Entfernung bis zum Ausgange des Balbes, dann lehrte er langsam zurück, gebannt, von dem Regen nicht beachtet, der auf ihn niederfiel...

Die Kopfwunde, die er bei dem Anprall gegen den Felsen davongetragen, die er ganz vergessen hatte, so lange Gertrud Felden in seiner Nähe war, begann ihn jetzt zu schmerzen...

Die große Erregung der vorhergehenden Stunde hatte ihn, den Starren, auch seinen Augenblick übermannt. Dann schritt er vorwärts, fand sein Pferd an den Baumstamm festgebunden...

Graf Günther Schönburg stand am Fenster des Speise-saales, als Doktor Justus in den Schloßpark ritt, und beobachtete ihn topfschüttelnd. „Sonderbarer Kauz“, murmelte er...

Die wohlwollende Stimmung gegen Doktor Justus ging bei Günther Schönburg so weit, daß er kurz darauf an der Thür des Arztes anklopfte; es war das erste Mal, daß er den Gast seines Heimes in dessen Zimmer aufsuchte.

„Ah, Sie, Graf Günther“, begrüßte ihn Justus ohne großes Staunen, als ob es nicht eine besondere Ehre wäre, die der Graf ihm erwies.

„Verzeihen Sie nur einige Minuten, ich muß mich umkleiden; dann bin ich sofort zu Ihren Diensten. Bitte, es sich bequem zu machen.“

Graf Günther klickte sich um in dem ziemlich großen Parterrezimmer, das sehr einfach eingerichtet war im Verhältniß zu den übrigen Räumen des Schlosses...

„Wissen Sie, Doktor, langweile mich rasend in meiner Klauur. Muß Herrschaft haben“, begann der Graf und warf sich gähnend in das Sofa.

„Reiten Sie mitweizen in die Nachbarschaft, machen Sie Besuche, meine ärztliche Erlaubnis lassen Sie haben.“, erwiderte durch die halbgeöffnete Thür des nebenanliegenden Zimmers Doktor Justus.

„Möchte morgen nach Felden, den Damen meine Aufmerksamkeit machen. Die schöne Gertrud kenne ich aus der Hauptstadt. Hochmütig wie Lucifer ist sie, reizt mich durch ihre Kälte — pob — word“ sie ihnen erwärmen — wäre das erste Mal, daß ein Weib mir widersteht.“

Günther hatte es nur halbflau vor sich hin gemurmelt mit einem Vögelchen der Verführung auf den Lippen und mit halbgeöffneten, müden Augenlidern. Doktor Justus hörte es deutlich, aber er antwortete nicht.

man hätte, das war der Engländer. Und sehen Sie, ich bin heute noch in...

Ich habe mich gegen die deutsche Inflation gelassen, ich bin...

Alexandre Dumas über Meissonier. Alexandre Dumas tritt in einem Aufzuge über Meissonier...

Gipfel des Chagrin. Baron: „Dante Dir, Freunden, ich lasse mich durch diesen alten Eric Ogas verblüffen und zabl.“

Boshafte Bemerkung. Vater (den kleinen Moritz am Ohr anwendend): „Schwämmel, wie haben deine Schwämme schon wieder aus?“

Mißgünstiges Kompliment. Er: „Ich gestalte mir, Ihnen, meine Gnädige, Herrn Frohe vorzutellen, den bestimmten Lixermaler.“

Aufrichtig. Professor (zu einem Medium): „Also Sie können wirklich die Geister citiren, ist das wahr?“

Einfache Vorbildung. Lehrer (zum Schiler): „Das Pferd ziebt. Daraus sollst du nun einen Fragebogen bilden.“

Naive Frage. Vater (zu seiner Frau): „Sie verächtet, Adele, ich bewundere den Menschen stets nach dem ersten Eindruck.“

Mißlicher Beweis. Dame (zu einem engagierten Mädchen): „Wollen Sie den Dienst bei mir gleich antreten?“

Wissenschaft. Kund. Literatur.

Aus dem Verlage von Oswald Seegehan in Berlin gingen uns die Bände II-VIII der 23. Gesamt-Ausgabe von Fr. Chr. Schloffer's Weltgeschichte für das deutsche Volk...

Die die Abtheilung verantwortl.: D. W. Albert Gerling in Halle.

Druck und Verlag von Otto Hendel in Halle a. d. S.



Beide Herren betraten das Speisezimmer und ließen sich an der reich besetzten Abendtafel nieder.

Doktor Justus berührte die Speisen kaum, er war blässer als gewöhnlich und trank häufig einige Glas prädelnden Champagner; in seiner Kehle brante es, und seine Brust war ihm eng zum Erstickn.

„Doktor, ich kenne die Frauen besser als Sie — und diese stolze Gertrud Felden wird nicht anders sein als alle,“ rüßte sich Günther Schönburg; sie wird sich freuen, einen Anbeter hier in dem langweiligen Nest zu haben.“

„Versuchen Sie es nur,“ klang es zurück. Doktor Justus erhob sich plötzlich. Es war ihm unmöglich, länger in der Gesellschaft des frivolsten Spötters zu bleiben, der nicht an Frauengedanken glaubte.

Mehr als je süßte er sich an das schöne Weib gefesselt, dessen Anber ihm bestrikte. Wenn er dies eine Wort sprach, war sie sein, das wußte er.

Justus ging noch lange Zeit erröthet in seinem Zimmer umher, endlich nahm er eine kleine Schachtel aus dem Fache seines Schreibtisches und mischte sich in ein Glas mit Wein ein Pulver, um sich Ruhe zu schaffen für die Nacht.

Wald lag er traunderfänglich, und ein glückseliges Lächeln umschwebte seine Lippen.

Die strahlende Morgensonne blinnte aus wolkenlosem Himmel hinab auf die vom Sturm und Regen der vergangenen Nacht niedergeworfenen Saaten der Felder, die zu Schönburg gehörten, auf die schweren, vollen Aeblen, die der Reife schon nah, sich niedergelegt unter der Wucht des niederfallenden Regens und nun gierig die heißen Strahlen aufzogen, die ihnen wieder Kraft verleißen sollten, sich emporzurichten.

Drüben in Felden sah es traurig aus. Die kümmerlichen Halme lagen gebrochen, getnickt, und jammernd blinnten die Arme auf die vernichtete Ernte, die ihnen das notwendigste Brot geben sollte. Eine Hoffnung war vernichtet; aber um so dankbarer, zuversichtlicher blickten sie hinüber zu dem sich lang hinziehenden Regenbogen, aus dem kühl emporragenden Scherkeinen, der eine neue, große Hoffnung für sie barg, die keine zufällige Wetterunbill ihnen rauben konnte.

Günther Schönburg ritt an der Seite von Doktor Justus aus dem Schloß hinüber gegen Felden.

Die Leute aus Felden, die beide sahen, standen sinnend und blickten den Reitern nach.

Freundlich, zutraulich hatte Doktor Justus sie begrüßt; der junge Graf hatte kaum solch genick, was ging ihn das armselige Volk an! Fühler rührten die Blinde der Weiber auf dem schmächtigen jungen Mann, der prächtig zu Pferde saß, den Kopf stolz und hoch gehoben, den Blick lässig über die Menschen gleiten lassend, die ihn ehrerbietig grüßten.

In die neue Zuversicht, in ihre frohe Hoffnung mischte sich ein bitterer Bittermuthstropfen. Es befiel sie, die gewohnt waren, mit Angst und Sorgen in die Zukunft zu schauen, ein

bestimmendes Ahnungsgefühl, daß sie von dem jungen Grafen, dem mutmaßlichen Erben von Schönburg, nichts zu hoffen hätten.

Seit Jahren war er aufs Schloß gekommen, hatte fröhliche Tage gehalten und Besegelage gefeiert, von denen man sich Wunderdinge erzählte, aber an Felden, an die Armut, die dicht bei dem Schloß ihre Heimath aufgeschlagen, hatte er nie gedacht. Er hatte darüber hinweg gesehen; was ging es ihn an, wie die Armen in Felden lebten, die das Holz aus dem reichen Schönburger Forst stahlen, um nicht zu erfrieren, und manch feinsten Meßkost schon erlegt hatten, nicht etwa ihn zu braten, sondern um ihn nach der Stadt zu schaffen, damit sie im Winter Schuhe an den Füßen tragen konnten.

„Gefindel, Wild- und Holzdiebe,“ nannte er die Feldener, die der schweren, bitteren Noth gehorchten, der größten Noth, die zum Verbrechen führt.

Doktor Justus glaubte die Gedanken errathen zu können, die sich in den finsternen Mienen ausdrückten, mit denen die Leute in Felden den jungen Grafen an seiner Seite empfingen, in dem sie den Erben des Grafen Schönburg zu sehen gewohnt waren.

Doktor Justus suchte Günther Schönburg für den Bau der Fabrik zu interessieren; dieser jedoch hörte nur mit halbem Ohr zu und unterdrückte ein Gähnen, das bereit genug seine Langeweile kund that. „Bitte Sie, Doktor, verstehe nichts davon, will nichts davon verstehen. Erhöhrlich müßern solch ein Fabrikbau, der Wlad darauf wird mir die Aussicht von der Terrasse in Schönburg verderben. Kommen Sie zu der Baronin, bin begierig, wie die schöne Gertrud mich empfängt.“

Gertrud Felden sah beide kommen, Doktor Justus mit dem jungen Grafen. „Ah, Günther Schönburg,“ entfuhr es ihren Lippen, und ein Schein heller Freude flog über ihr Antlitz.

„Was ist's mit Günther Schönburg?“ fragte Noja aus ihrer Hängematte und ließ die Arbeit sinken, die sie in den Händen hielt. Es war ein großer, grauwallender, feiner Strumpf, der ihren zarten, weißen Händen entfiel; er war für die Kinder im Dorfe bestimmt. Mit großen, brennenden Augen blickte sie auf Justus, wie er sich vom Pferde schwang und langsam, betnabe zögernd hinter Günther herbeikam, seine Blicke nur auf Gertrud gerichtet, mit einem Ausdruck, der Noja verrieth, daß zwischen beiden etwas vorgegangen war. Sie legte die Hand auf die Brust und biß sich auf die Lippen, als sie sah, wie auch Gertrud, die Noja, einen Moment die Farbe wechselte beim Händedruck des Arztes, der ihr, Noja, länger, viel länger erziehen als sonst. Gertrud duldete es schweigend; sie entzog ihm nicht jäh ihre Hand, sie sentte nur eine Schande ihre Augenlider und nied den Blick des Arztes, der fragte an ihrem Antlitz hing. Dann hatte sie rasch den Ton leichten Konversation gefunden, mit dem sie den Grafen begrüßte.

Jetzt erst wandte sich Doktor Justus an die Kranke, auf deren ausdrucksvollem Gesichte deutlich genug die schmerzliche Erregung sich spiegelte, die ihre Seele bewegte. „Haben Sie Schmerzen, Fräulein Noja?“ begann er zutraulich, sie besorgt und fragend anblickend.

„Um Noja's kleinen rothen Mund suchte es; sie konnte sich nicht beherrschen wie Gertrud. Sie kam sich so kindlich vor, und beschämt legte sie die Hand vor die Augen — er sollte die Thräne nicht sehen, er nicht, um den sie dieselbe geweiht, weil er über der schönen Schwester sie ganz vergaß.“

„Der dumme Fuß, eine ungeschickte Bewegung,“ flatterte sie hervor und griff rasch zu ihrem Kinderstrumpf, aus welchem sie in der Hast alle Nadeln zog.

(Fortf. folgt.)

120 Mark, worauf er 205 Mark und 25 Pfennige von seinem Vermögen absetzte. Er dachte: „Das ist mir ein Aufwachen,“ und ging noch Montag in der Fröhe, die Sparsassenbücher und die 1000 M. an die Adresse des Schamagers besorgen. Ein halb Dutzend unerschütterter Priete konnten warten; er hatte diesen Briefkulant eingezwungen fast.

Als er heimkehrte, empfang ihn Frau Brieseleiner und nöthigte ihn in die Stube; sie hatte heute ein etwas verdächtig Weiden an sich, wie Heller schon bemerkt, als sie das Frühstück gebracht. Fräulein Minna lag in einem Fauteuil und stiftete; sie hatte sehr gut Toilette gemacht, und es schien, daß sie sich wohl wurde, als Heller eintrat und sie begrüßte.

„Ich wollte Sie doch bitten, Herr Heller, geben Sie das viele Geld aus dem Hause. Worin, wie ich rein machen wollte bei Ihnen, trieb sich ein ganz verdächtig aufsehender Kerl auf der Treppe herum. Er fragte, ob hier nicht Herr Schulze wohnte, und wurde ganz grob, als ich ihm sagte, er möchte wo anders nach Herrn Schulze suchen. Man traut sich nicht mehr in meinem eignen Hause zu gehen.“

„Aber Mama,“ sagte Minna, „dafür kann doch Herr Heller nicht.“

„Entschuldigden Sie, Fräulein, aber ich glaube, da hat Ihre Frau Mutter wirklich recht. Ich werde das Geld nachher zum Wankter schöpfen. Freilich kann ich nicht verhindern, daß sich trotzdem irgend ein Lump einbildet, ich hätte meinen Antheil oben.“

„Ja, es ist ein Unglück,“ meinte Frau Brieseleiner. „Ich schalte keine Nacht mehr ruhig. Wenn so ein Kerl einbricht — Sie am Ende gar.“

Fräulein Minna ließ einen leisen Aufschrei aus. „Um Gottes-Willen, Mama, denke nicht an so etwas!“

„Verzeihen Sie sich, meine Damen.“

„Wissen Sie was, Herr Heller: Wollen Sie nicht lieber ein Nächtlich brennen? Ich habe einmal geleidet, daß ein heuchlerischer Spitzbube in Paris gefragt worden ist, wodurch man sich am besten vor nächtlichem Einbruch schützen könnte, da hat er gesagt: dadurch, daß man Wirth im Schlafzimmer brennt.“

„Gut, geben Sie mir ein Nächtlich hinauf.“

„Sie waren gestern im Theater, Herr Heller?“ fragte das Fräulein.

„Ja, wohl.“

„Und da haben Sie uns nicht mitgenommen? Wful, das ist schlecht von Ihnen.“

Stephan Heller süßte etwas wie Bernfischung.

„Sie gehen gern ins Theater?“ fragte er lässlich.

„Welche Frage!“

„Nun, was würden Sie sagen, wenn ich für die Saison zwei Abonnementstulles nähme?“

„Ach, Herr Heller.“

„Zwei leuchtende Mädchenblicke, die sich verflohen in seine Augen senten. „Wenn es nur kein Ge- rede gibt.“

„Ah, daß, die Leute reden viel. Also abgemacht. Ich hatte ohnehin so gewisse Absichten.“

„Er merkte, daß er mißver- stehen wurde, und fuhr rasch fort: „Haben Sie gerade einen Wunsch auf Lager, Frau Brieseleiner?“

Frau Brieseleiner sprachte verächtlich.

„Frau Brieseleiner: Ich habe verächtlich.“

„Das kann ich kaum annehmen.“

„nein, bitte, das geht doch nicht an.“

„Einen Granathschmuck,“ flüßerte Frau Brieseleiner dem Glän- lichen ins Ohr. „Sie wünscht ihn sich schon lange.“

Heller nickte. „Wies in Ordnung. Wie war's, wenn Sie sich gleich zu einem Auszug fertig machen, Frau Brieseleiner?“

„Ich hole inzwischen das Geld herunter für den Bankier.“

„Im Treppentritte rede ich Heller gültig zu. „Es geht nicht anders. Wenn sie nichts Gedichtes kriegen und maulen, habe ich's an meiner Gemüthlichkeit zu büßen. Und die Minna misfällt mir keineswegs; ich glaube, es ist sich ein ganz Theil besser zu freieren und heuchler.“

Als Minna und Wankter heimgekehrt, war das Guthaben des Herrn Stephan Heller um weitere 25 Mark gekmolen; er hatte dem Bankier 21000 Mark übergeben, zu seiner augenblicklichen Disposition standen noch 1400 Mark 75 Pfennige. Frau Brieseleiner war ganz Glän — Heller mußte wenigstens Mittag mit den Frauen essen! Das Fräulein dankte mit einem stummen, aber langen und bereiten Händedruck, während sie sonst verächtlich sich erhielt.

„Ja, der Louwib, ich muß erst noch zwei Visiten machen,“ fiel es Heller lässlich ein.

„Wo dem?“

„Oh — bei Mehrling's und Butteverck's. Ich war ja gestern geladen.“

„Er machte rasch große Toilette und ging. Natürlich bekam er nur die Damen zu besuchen, die Männer waren im Geschäft. Wankter ein sehr arthiger Empfang, zunächst vom Gelten der Frau Mehrling. Fräulein Selma war nicht zu Hause, kam dann aber von ihrem Ausgange zurück, hübsch und vornehm in ihrer herbstlichen Straßentollette. Sie neigte zwar sehr förmlich den Kopf, aber sie behagte sich bei der Unterhaltung, nachdem sie abgelegt . . . und es kam der Geist über Stephan Heller: er plauderte in besser Laune.“

Beim Mittagessen dahin kampfeten Fräulein Minna und Fräulein Selma Mehrling einen Kampf in Heller's Herzen. Zum Schluß behauptete jede ihre Position. Fräulein Minna ist mehr etwas fals Gemüth,“ sagte der Gläubige bei sich, „aber die andere imponirt mir wiederum mehr. Das biß doch nur: Fräulein Minna war die Gegenwärtige, und sie war zugleich die Entgegenkommendere.“

Nach dem Kaffee öffnete Stephan Heller oben die noch unangelegten Briefe. Wieder zumeist Offerten zur Anlegung von Konten und Geschäftsbemühungen mit Preisrecomand. Man bot ihm Häuser und eingetretete Geschäfte zum Kauf an, lauter „brillante Gelegenheiten.“ „Fauler Schwindel,“ sagte Heller für sich. „Wenn etwas damit zu verdienen wäre, bestielten sie die Sachen wohl selber.“ Wegen Alters des Weipers sollte er eine Schlächterie, wegen Vermögensstellung eine Danderei kaufen. In Häusern investiren, das wäre nicht ideal. Aber Stephan Heller befiel nicht für fünf Pfennige Spekulationsgeit: er sah da eine erlöbte Seite von Ausregungen vor sich, die ihm Grauen verurtheilte. Noch immer wußte ihm die läubliche Hypothek zu 5/2 Prozent als eine der günstigsten Gelegenheiten bedünken, und eine Zutrüdt des Collecteurs würdige mit die baldige Entscheidung. Freilich — mit 550 M. jährlich ist nicht viel anzufangen. Unabhängig wird man damit nicht. — Auch wieder ein paar Betteilbriefe. „Ach was,“ murrie der Gläubige, „ich habe nachgedacht genug gegeben. Nur der letzte müßte ihn. Ein junger Mann, sehrschön, Student, hatte seine Studien aussetzen müssen, kurz vor dem Examen, weil sein Vater gestorben war, und er nur für Mutter und Geschwister zu sorgen hatte. Er war Theologe, offenbar durchdrungen von dem gewählten Beruf. Augenblicklich ermahnte er sich und die Familie maßlos von Stundengebühren in der Heimath. Ein paar Hundert Mark würden genügen, ihn das Ziel seiner Sehnsucht und damit eine dauernde Verriogung der Seinen erreichen zu lassen. Ein herzugebenes Brief.

Heller dachte nach, ging still an das Pult und schielte eine Rotenweisung: 500 Mark für den Studenten; gegen Schuldschein geborgt, wie er dieiem brieflich meldete. So befiel er 300 Mark 75 Pfennige im Pulte.

Dann überlegte er eingehend, was mit seinem Kapital anzufangen wäre, um es auf beste Weise zu verwerten.

Nicht alles auf eine Karte setzen, das war der erste Grundsatz, zu dem er kam.

Sagen wir: die Hälfte soll anlegen, zu einem guten Zins und an sicherer Stelle. Die andere Hälfte das irgendwie speculativ verwenden: es ist Glücksgeld, vielleicht hoffet das Glück daran. Dieser Einfall imponirte Heller, er beschloß insgeheim, einen Uberglauben daran zu knüpfen, ohne sich das einzugeben. Es ist ja das große Vorrecht des Menschen vor anderen Geschöpfen, sich selbst belügen zu können. Aber wie? Es werden ihm von 10 verschiedenen Seiten Hypothesen angeboten — die Sache mit dem läublichen Grundbesitz ist schon ganz gut, nur liebt diese Hypothek freilich so weit ab! Man kann doch nicht wissen! Und für die Speculation bleiben übrig: Börsewapiere — eine eigene Geschäftsründung . . . nein; oder mindestens eine mit einem Socius, der die Arbeit thut, loobst der Geldgeber ruhig bei Mehrling & Compagnie weiter arbeitet, um nicht auf dem Trocknen zu sitzen, wenn das Geschäft nicht geht. . . . ach, die Entscheidung vermag man lieber und wartet noch einige Zeit auf Verneinung der Offerten, um eine rechtliche Rücksicht zu haben. Eine reise nach Erbe ist und bleibt es doch. So mit einem mal aus einem armen Tuschel ein Mann von — von 30 — nun, sagen wir wenigstens 20,000 Mark zu werden.

Ja Tuschel, er hat doch 30,000 Mark gewonnen, wie in aller Welt ist das möglich, daß dieie in den wenigen Tagen auf 20,000 heruntergekmmolen sind? Wöglich wird ihm trübendend heiß und er bringt auf und ist im Begriff sich aufzumachen, um das Konto zu verzeichnen. . . . Ach, es ist nicht so schlimm! Er hat ja in Wirklichkeit nur 25,500 Mark gewonnen, befiel auch noch fast 22,000 Mark und für 1000 Mark Schuldscheine . . . nein, es ist nicht so schlimm.

(Fortf. folgt.)

### Ein Glücklicher.

Stube nach dem Leben von Viktor Blüthgen.

Die nächsten zwei Tage brachten ein behagliches Verwehen in der sonst nicht gekannten Freiheit, die doch einen Beisgeschmack wie von Wladiverkühnheit hatte.

Sie brachten noch sehr viel Anderes. Zunächst überraschende Ankunfungen der Wittve Dorothea Meiermann geborene von Birkemann.

„G,“ sagte sich plötzlich Stephan Heller, „wie ist mir denn — sie ist ja blind — und schreibt — — nein, wahrscheinlich hat die Todter geschrieben und sie hat's ihr diktiert.“ Eine ebenio feine wie lässlich lustige Dankagung des Gärtnererzählens, die in einer Nachschrift den Wuth hatte, auf seine Wünsche wegen Auswanderung zurückzukommen. Das ärgerte Heller.

„Der Kerl ist wirklich unverschäm.“ In rührender Einfachheit dankt die Empfängerin der Nähmaschine. Vom Regellub ein Vers:

Niemals, edler Adel-Verweber, Magst du diese That herr'n. Deute trant es der Herr Schender Auf dein Wohl der Klub der Weim.

Auch der Verehrer Tad's des Schiffsjungen dankte. Die Rechnungen erhaben insgesamt 85 Mark 25 Pfennige; er erpedite gleichzeitig mit jener Summe die 300 Mark für den Wankter und die Forderung seines Schreibers im Betrage von

### Punkte Zeitung.

Dandet über Deutschland. Ein Verleitetatter der „Frl. H.“ hat die Worte die Dand in Paris beuhnt und mit ihm eine längere Unterredung gehabt. Im Besonderen bezieht die Dand mit, daß er während seines Lebens auch einmal in

Deutschland gewesen sei, und zwar 1865 während des Krieges, in München. Dann kam der Krieg, bemerkt die Dand, „und indert war keine Gelegenheit mehr. Aber es war nicht etwa Muthwillig, die mich zurückzief, gewiß nicht. Der Krieg hat auch in dieser Beziehung so sehr die Begriffe von früherem Wege abgelenkt. Vor 1870 hat niemand in Frankreich die Deutschen gehagt. Derjenige, den

